

Hansjörg Schneider
Kind der Aare

AUTOBIOGRAPHIE

Mit einem Nachwort von
Beatrice von Matt

Diogenes

Covermotiv: Gemälde von Paul Klee,
»Aare«, 1900 (Ausschnitt)
© De Agostini Picture Library /
G. Nimatallah / Bridgeman Images

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2018
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
40/18/44/1
ISBN 978 3 257 07016 3

Inhalt

Kind der Aare 7

Ein Schriftsteller blickt auf sein Leben

Nachwort von Beatrice von Matt 327

Ich wurde 1938 im Kantonsspital Aarau geboren und bin aufgewachsen in Zofingen, einem mittelalterlichen Städtchen, das an der Gotthardlinie zwischen Olten und Luzern liegt. Genauer gesagt in der Altachen, einem Gebiet südlich des Städtchens gegen Brittnau zu. Dort gab es ein Dutzend Bauernhöfe, die alle von ihren Kühen lebten. Zwischen den Höfen standen einige Einfamilienhäuser.

Durchflossen war dieses Gebiet vom Altachenbach, einem Gewässer, das sich aus den Hügeln über Reiden und weiter hinauf bis Dagmersellen speiste und die Wässermatten der breiten Ebene durchflutete. Seine Herkunft blieb unklar, niemand konnte genau sagen, woher dieses Wasser kam. Es war einfach da.

Unterhalb des Wehrs, wo der Mühlebach abzweigte, lag ein ausgespültes Becken, das mir unendlich tief vorkam. Das Spielen dort war verboten. Was nichts genützt hat, ich bin mehrmals hineingefallen.

Ein Bachlauf schloss sich an, der heute sogleich als Biotop unter Schutz gestellt würde. Er ist längst ausbetoniert. Damals wimmelte es dort von Fischen, Egel, Wasserratten und Lilien. Und von neugierigen Kinderhänden, die nach alldem griffen. Wenn ein Gewitter hereinbrach, schwoll der Bach an bis zur Straße nebenan. Eine trübe Flut, in der

Holz und tote Ferkel trieben. Dann musste man warten, bis sich das Wasser beruhigt hatte. Nach und nach zeigten sich Schlamm­bänke, die angeschwemmt worden waren. Einzelne Tümpel entstanden, mit Forellen drin, abgeschnitten vom Bachlauf. Wir fingen sie, um sie totzuschlagen. Wir schlugen keine einzige tot, sie waren zu schön. Wir trugen sie zurück ins Fließende.

Dies war die Gegend, in der ich die Welt zur Kenntnis nahm. Sie hat mich geformt, sie bestimmt mich noch heute. Sie taucht auf in meinen Träumen, unerwartet und von unglaublicher Präsenz. Manchmal gefährlich, mit bösem Ge­tier. Dann wieder wunderschön, mit rotbetupften Fischen, die durch meinen Traum schwimmen.

Hin und wieder komme ich mir uralt vor, viel älter, als ich an Jahren bin. Als ein Relikt des dritten Schöpfungs­tages, als Gott der Herr die trockene Erde vom Wasser trennte.

Die Wigger, der Hauptbach des Tals, muss in der Ebene, die sich von Dagmersellen zur Aare hinunterzieht, ein Riesenproblem für die Menschen gewesen sein. Die Mosaikböden der römischen Villa am Fuße des Heitern lagen auf der ersten Anhöhe, damit sie nicht überschwemmt wurden. Die älteste Kirche der Gegend, um 600 an der Stelle der heutigen Zofinger Stadtkirche erbaut, erhob sich auf festem Boden über der sumpfigen Ebene. Man kann den Goldschmuck, der dem alemannischen Stifterpaar ins Grab mitgegeben wurde, im Zofinger Stadtmuseum bewundern.

Mein Vater hat behauptet, die Berner Gnädigen Herren hätten die Wigger gezähmt. Das müsste demnach vor 1798 gewesen sein. Ob es stimmt, weiß ich nicht.

In meiner Kindheit war die Wigger jedenfalls längst do-

mestiziert und schnurgerade kanalisiert. An beiden Ufern zog sich ein schmales Band von allerlei Gesträuch und Erle hin. Dort gingen wir sonntags spazieren, und ich habe ins Wasser hinuntergeschaut. Seltsam bedrohlich kam es mir vor, ohne Schlammbank, ohne Lilien. Unterhalb der niedrigen Schwellen habe ich die Forellen stehen sehen. Doch es wäre mir nie in den Sinn gekommen, hinabzusteigen und nach einer zu greifen.

Als ich größer wurde, habe ich mich mit der Wigger angefreundet. Am Fußweg nach Strengelbach hinüber stand ein mächtiges Wehr, welches das Wasser metertief in ein Becken hinunterfallen ließ. Dort sprangen wir von den Kalkbrocken, die das Ufer befestigten, kopfvoran hinein. Man konnte sogar durch die hinabstürzende Woge hindurchschlüpfen und befand sich auf einmal in einem Wasserschloss, unheimlich und vom Rauschen umtost.

Merkwürdigerweise habe ich lange nicht gewusst, dass die Wigger vom Napf herunterkommt. Was jenseits der Kantonsgrenze zum Luzernbiet lag, hat uns Zofinger nicht interessiert. Man wusste zwar, dass in Reiden richtig Fasnacht gemacht und Theater gespielt wurde. Aber hingefahren bin ich nie. Unglaublich, wie stark die Kantons- und Konfessionsgrenze in meiner Jugend noch gewirkt hat. Als wäre man ins Ausland gefahren. Zum Zofinger Waren- und Viehmarkt sind zwar regelmäßig Bauern aus dem Luzernischen auf ihren Pferdewagen angereist gekommen. Morgens um halb zehn saßen sie alle in der Wirtschaft der Metzgerei Heimann vor riesigen Tellern mit Tomatenkutteln. Aber irgendwie wirkten sie fremd hier.

In Zofingen war man nach Norden Richtung Aare aus-

gerichtet. Nach Olten, um bei der Tuch AG neue Kleider zu kaufen. Nach Aarau, um die Kantonsschule zu besuchen. Oder abends nach Aarburg, wo stets ein paar Weidlinge auf der Aarewaage trieben.

Eine Lampe an der Decke. Ein paar Fliegen auf Zickzackkurs, die um die Lampe herumsurren, immer geradeaus, dann ein scharfer Knick, wieder geradeaus. Sie berühren sich nie, sie setzen sich nie auf die Lampe. Ist es Tag? Ist es Nacht? Sie tanzen stetig, stundenlang, wochenlang, monatelang.

Ein Kind im Bett unter der Lampe, das den Fliegen zusieht. Was hält sie zusammen, warum berühren sie sich nie? Warum fliegen sie nicht weg?

Ein Haus inmitten eines Gartens. Küche, Stube, Büro des Vaters. Schlafzimmer für die Eltern, für das Mädchen, für die zwei Knaben. Auf dem Dachboden eine Mansarde. Daneben liegt der Torf aus dem Wauwilermoos zum Trocknen ausgebreitet, in handlichen Stücken, mit denen Vater das Haus heizt. Denn Kohle ist knapp.

Der Garten ist riesig. Ein Kiesplatz mit der Teppichstange, wo Mutter die Teppiche ausklopft. Ein Stück Wiese mit zwei Thujabäumen, die bloß zur Zierde dastehen. Himbeeren, Brombeeren, Kartoffeln. Endiviensalat, den wir im November in ein Erdloch einschlagen und mit Laub bedecken. Kohlrabi, Blumenkohl, Karotten, an deren Kraut manchmal die unglaublich schönen Raupen der Schwalbenschwänze kleben. Bohnen, die an drei Meter hohen Stangen emporklettern. Gegen die Straße hin Flieder und Schneeball. Ein Singen und Zwitschern. Spatz, Buchfink,

Kohl-, Blau- und Sumpfmeise. Amselgesang. Im Winter Gimpel und Kernbeißer.

An Obst gibt es Zwetschgen, Pflaumen und verschiedene Apfelsorten. Klara, Sauergraeuch, Glocken und Boskop. Die Bohnäpfel halten bis ins Frühjahr. Wir lagern sie im Obstkeller auf Hurden, es duftet wunderbar.

Nebenan weitere Häuser, die alle ähnlich aussehen. Es ist eine von der Gemeinde geplante Überbauung aus der Vorkriegszeit. Die Straßen gekiest. Man schlägt sich die Knie auf, wenn man dem Ball nachrennt und hinfällt.

In den Nachbarhäusern jede Menge Kinder, die Mädchen mit Zöpfen, die Buben in von den Müttern gestrickten Wollstrümpfen. Im Sommer rennen sie barfuß herum. An Sonntagen sind alle hübsch angezogen und spazieren mit ihren Eltern durch die Gegend, die Kinder schön in einer Reihe vier Schritte voraus.

Am Bach vorn dürfen wir eigentlich nicht spielen. Trotzdem tun wir es. Ein Urwald, in dem wir als Eingeborene herumschleichen.

Die Männer sind oft weg. Mutter erklärt, dass sie an der Grenze die Schweiz beschützen. Mein Vater ist bloß beim Hilfsdienst.

Ich schaue ihm einmal zu, wie er vorne auf der Luzernerstraße zusammen mit anderen Hilfsdienst-Männern gewaltige Betonblöcke auf die Fahrbahn schiebt. Sie sind als Sperren gegen die deutschen Panzer gedacht. Die Männer lachen und scherzen. Offenbar glauben sie selber nicht daran.

Auf der Brittnauerstraße marschieren lange Trupps Sol-

daten vorbei. Es sind junge Bauern, man sieht es ihren Gesichtern an. Sie führen Pferde, die Kanonen hinter sich herziehen.

Immer vor dem Einschlafen, gegen 22 Uhr, hören wir auf der nahen Gotthardlinie einen Güterzug vorbeierollen. Man erzählt sich, dass er Waffen nach Italien fahre.

Nachts ist manchmal das tiefe Brummen von Flugzeugmotoren zu hören. Es sind die fliegenden Festungen der Amerikaner, die nordwärts fliegen, um über deutschen Städten Bomben abzuwerfen. Am nächsten Morgen schwärmen wir Kinder aus, um nach den silbern glänzenden Stanniolstreifen zu suchen, welche die Bomber manchmal abwerfen. Es sind begehrte Tauschobjekte.

Eines Tages kommt Aufregung auf im Viertel. In Olten, das zehn Kilometer entfernt liegt, ist ein angeschossener Bomber in eine Felswand gekracht, mit zwei Piloten an Bord. Die anderen sind vorher abgesprungen. Die beiden Piloten haben das Flugzeug absichtlich in die Felswand gesteuert, damit es nicht über bewohntem Gebiet abstürzt. Alle, die ein Fahrrad haben, radeln hin. Ich bin noch zu klein dazu.

Wann immer ich darf, gehe ich über die Brücke zum Niklausenhof hinüber und setze mich in die Küche zur alten Frau, die am Tisch Kartoffeln schält. Sie mag mich. Sie schenkt mir Kaffee ein, der aus Eicheln gebraut ist. Sie ist Magd hier, aber sie erzählt von den Kühen, Schweinen und Hühnern, als ob es die ihren wären.

Manchmal darf ich in den Pferdestall gehen zu Fridolin, dem Rossknecht, und ihm zuschauen, wie er seine Tiere

striegelt. Es sind drei. Sie sind täglich im Einsatz zum Pflügen, Eggen, Säen, Ernten. Im Winter ziehen sie den Schneepflug. Dann tragen sie Schellen, die durch das Schneegestöber bimmeln. Fridolin hat stets eine Pfeife im Mund hängen. Er sei halt ein *Tubaki*, meint die alte Frau in der Küche, er müsse auch etwas haben.

Ich bekomme eine *Hutte* aus geflochtenen Weidezweigen, sie gefällt mir gut. Damit schickt mich Mutter zum Einkaufen in den Konsum an der Luzernerstraße. Ich lege der Verkäuferin den Einkaufszettel hin, daneben die abgezählten Rationierungsmarken und das Geld. Sie packt mir alles in die *Hutte*. Manchmal schenkt sie mir eine blutrote Zuckerhimbeere.

Kindheitserinnerungen, wie sie Leute meines Jahrgangs sogleich wiedererkennen. Wir lebten alle gleich. Der Krieg ennet der Grenze hat die Menschen in der Schweiz gleichgemacht und zusammengeschweißt.

Am 1. August, dem Nationalfeiertag, wanderten abends alle auf den Heitern hinauf. Ein Wiesengeviert, umrandet von alten, mächtigen Linden. Man sah von hier über die zu Füßen liegende Altstadt direkt in den Jura hinein bis zum Weißenstein bei Solothurn. Ein riesiger Holzstoß war aufgeschichtet. Die Stadtmusik war da, Jodelchöre, die Damenriege mit schwingenden Keulen, der Turnverein mit der Pyramide. Ein allgemein beliebter Mann hielt die Festrede. Wenn es eindunkelte, knallten die Böller, Frauenfürze, Schweizerkracher. Dann wurde der Holzstoß angezündet, und auf den umliegenden Hügeln glommen die anderen Höhenfeuer auf. Zum Schluss sangen alle *Rufst du mein Vaterland*. Die Kinder zündeten die Kerzen in ihren

Lampions an. Alle machten sich in geschlossenem Zug auf den Weg zurück ins Städtchen hinunter.

Das alles war so unglaublich schön, dass ich behauptete, ich sei in einer Idylle aufgewachsen. Und dies in einer Zeit, in der die deutschen Städte in Schutt und Asche sanken.

Wir haben nie Hunger gelitten. Vater hat ein Stück Land, eine *Bünste*, gepachtet und Mais angepflanzt. Als die Kolben gelb waren, haben wir sie in unserem Leiterwagen zum Güterbahnhof gebracht. Dort wurden sie abgewogen und verschickt. Wochen später konnten wir ein Kartonfässchen voller Zuckermelasse abholen.

Anfang Sommer sind wir mit der Eisenbahn nach Schinznach gefahren, wo wir aus der mütterlichen Verwandtschaft drei Kirschbäume zur Verfügung hatten. Wir haben den ganzen Tag Kirschen gepflückt und in zwei großen Weidenkörben nach Hause geschickt, Cargo Domizil. Mutter hat dann über mehrere Tage Konfitüre gekocht, eingemacht und auf ein Regal im Keller gestellt. Ende September haben wir von der Würenlinger Tante einen Korb voller Zwetschgen zugeschickt bekommen.

Wir haben aus dem Radio manchmal die schreckliche Stimme Hitlers gellen gehört und die Heil-Rufe der Nazis. In unseren Kreisen, Bauern, Arbeiter, kleine Angestellte, war allen klar, dass man sich gegen Hitler unter allen Umständen und mit aller Kraft wehren musste. Ich habe es nie anders erlebt. Was mich zum überzeugten Schweizer gemacht hat. Worüber ich selber immer wieder staune.

Es ist in den letzten Jahrzehnten massiv Kritik geübt worden an der schweizerischen Politik im Zweiten Welt-

krieg. Vor allem an der Flüchtlingspolitik. Denn auf Geheiß von Bundesbern wurden jüdische Flüchtlinge direkt an der Grenze zurückgeschickt. Das ist und bleibt eine Schande für die Schweiz. Zum Glück haben grenznahe Kantone anders entschieden, zum Beispiel Basel-Stadt. Hier hat Regierungsrat Brechbühl seinem Polizeicorps den Befehl gegeben, jüdische Flüchtlinge entgegen der Vorschrift des Bundesrates aufzunehmen und in die Stadt zu bringen.

Es ist auch Kritik geübt worden an der Schweizer Armee. Sie habe bei der Verteidigung der Schweizer Souveränität eine vernachlässigbar kleine Rolle gespielt. Das kann schon sein. Die Schweizer Armee wäre wohl bei einem Angriff der Wehrmacht überrollt worden. Aber etwas weiß ich. Die Soldaten hätten sich bis aufs Blut gewehrt. Es hätte ein Gemetzel gegeben.

Die Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg ist noch Jahre nach dem Krieg überhöht und verherrlicht worden. Meine Generation kann davon ein Liedchen singen, zum Beispiel das *Sempacherlied*. Wir sind in der Schule richtiggehend indoktriniert worden mit all dem vaterländischen Geschwurbel um Tell, Winkelried und Ueli Rotach.

Auf dem Thutplatz in Zofingen steht auf einem Brunnensockel eine Statue des Zofinger Bannerträgers Niklaus Thut, der 1386 bei Sempach gekämpft und sterbend das Bannertuch von der Stange gerissen und in seinem Mund versteckt hat, damit es nicht in die Hände des bösen Feindes, der Habsburger, fiel. So habe ich das gehört und geglaubt. Die Wahrheit hat mir keiner gesagt. Die habe ich selber herausgefunden. Tatsächlich hat Niklaus Thut auf Seiten der Habsburger gekämpft.

Immerhin hat die Schweiz den Zweiten Weltkrieg ohne militärischen Kampf überstanden. Dazu hat sicher auch der Rückzug der Armee ins Alpenréduit beigetragen, was eine geniale Idee General Guisans war.

Einmal hat mir Guisan die Hand geschüttelt. Es muss gegen Ende des Krieges gewesen sein, als bekannt wurde, dass der General nach Zofingen kommen und sich im Stadtsaal mit hohen Offizieren treffen werde. Wir Kinder gingen alle hin. Es fuhren die Limousinen vor, die Offiziere stiegen aus. Die Leute klatschten begeistert, die Kinder drängten sich nach vorn. Der General in Uniform gab einigen freundlich die Hand, darunter auch mir. Er trug Handschuhe aus feinem Leder. Das fiel mir auf, denn es war keineswegs so kalt, dass man Handschuhe tragen musste.

Der Kindergarten befand sich über der alten Markthalle mitten im Städtchen. Für einen kleinen Jungen bedeutete das einen Fußweg von einer halben Stunde. Erst den Altachenbach entlang, dann über den Bahnübergang. An der Färberei vorbei, auf deren Dach die Sirene stand, die manchmal aufheulte. Weiter den Stutz hinauf zum Bettlerbrünnlein, das, wie Mutter erklärte, eigens für arme Wanderer da war, damit sie sich vor dem Eintritt in die Stadt ausruhen und laben konnten. Links die Textilfabrik, rechts die klassizistischen Villen der Fabrikbesitzer.

Dann die erste, mittelalterliche Gasse. Links die Bäckerei des Max Gloor, der die besten Vierpfünder backte. Das Kolonialwarengeschäft Lüchinger, die Metzgerei Müller-Wacker, wo Mutter die Cervelats und Schüblige und, ganz selten, ein Stück Suppenfleisch kaufte. Gegenüber das

Schuhhaus Küng, links hinten im Hof das Kino, das man Revolverküche nannte.

Auf der anderen Seite der Gasse die Bodega der Madame Renard, die einen Sohn hatte, aber keinen Mann. Madame Renard spazierte am heiterhellen Tag knallrot geschminkt durch das Städtchen, mit einer Zigarette im Mund. Ihr Sohn, zwei, drei Jahre älter als ich, war stets sehr gut angezogen und rauchte flache Laurent-Zigaretten. Er war freundlich und wirkte ein bisschen hilflos. Er hat versucht, in einer Privatschule in Olten die Matura zu machen. Später hat man sich erzählt, er habe sich umgebracht.

Ich kann noch heute den Gang durch die Oberstadt bis zur Markthalle Stück für Stück, Haus für Haus in meiner Erinnerung abrufen. Ich weiß noch, wer in welchem Haus gewohnt hat, ich kenne die Geschichten. Die Altstadt war eine große Wohngemeinschaft, man lebte Tür an Tür. Die Wohnblöcke außerhalb der Ringmauer gab es noch nicht, während des Krieges war fast nichts gebaut worden. Große Ladenketten existierten keine, außer vielleicht die Geschäfte des alten Konsumvereins. Aber diese unterschieden sich von anderen Läden bloß durch die Rabattmarken, die man erhielt. Hingegen gab es mehrere Bäckereien und Metzgereien. Man sah jedem Brot auf den ersten Blick an, aus welcher Backstube es kam. Und jeder Wurst, welcher Metzger sie abgefüllt hatte.

Ich wusste schon als Kind, in welchen Kneipen die armen Schlucker saßen und in welchen Restaurants die Freisinnigen. Ich kannte die Fabriken und Betriebe ennet der Bahngeleise, die Siegfried AG und die Landolt AG, das riesige Gebäude des Ringier Verlags. Ich wusste Bescheid

darüber, wo die reichen Familien wohnten. In Villen auf den ersten Anhöhen zum Heitern hinauf. Die größte Villa war die der Familie Ringier. Sie stand gleich unterhalb des Heitern, mitten in der Bauverbotszone.

Ich bin dem alten Ringier einmal auf der Straße begegnet. Er war eine imposante, beinahe angsterregende Erscheinung, so dass ich gleich begriff: Das ist der alte Ringier. Ein entschlossener, grimmiger Blick, er schaute nicht nach links noch rechts, er schaute geradeaus. Obschon man sich in Zofingen grüßte, habe ich nicht zu grüßen gewagt. Er trug Handschuhe aus feinem Leder. Er führte zwei Doggen an der Leine.

Klingt wie eine Karikatur, war aber Wirklichkeit.

Im Städtchen wohnten nicht die reichen Leute, sondern normales Volk. Die Ärmsten waren in den feuchten Wohnungen der Stadtmauer eingemietet. Es war ein mittelalterliches Gewusel von Einheimischen und Leuten aus den umliegenden Dörfern, die in Zofingen einkaufen wollten. Schuhgeschäfte, Hutgeschäfte mit Edelfilzen aus italienischer Produktion, weiße Hemden mit gestärkten Kragen. Papeterien, wo wir die Stahlfedern für unsere ersten Schreibversuche kauften. Im Winter Signor Spizzi aus dem Bedretto-Tal, der heiße Maroni anbot. Das Modehaus Wächter mit Ritex-Vestons im Schaufenster. Das Damenmodehaus Guggenheim mit bizarr gekleideten Schaufensterpuppen.

Die Schwestern Bühler hielten Textilien und Nähartikel aller Art feil. Dies war wohl der schönste Laden, den ich je zu Gesicht bekam, an der Hand meiner Mutter, die gern

nährte. Ein Kunstwerk der handgreiflichen, sinnlichen Art. Ein feiner Duft nach Baumwolle und Seide. Fadenspulen, in der Art des Regenbogens farblich aneinandergereiht. Das Geräusch der großen Schere, die ein Stück Stoff abschnitt.

Beim monatlich stattfindenden Waren- und Viehmarkt wurde das ganze Städtchen zu einem einzigen Verkaufstand. Am Morgen der Hundemarkt vor der Wirtschaft Schmiedstube, der Schweinemarkt auf dem Lindenplatz und der Viehmarkt auf dem Thutplatz. Hier standen an die zweihundert Kühe und Rinder, muhten und schissen das Pflaster voll. Nach Mittag wurde der Platz vom Bauamt wieder saubergespritzt.

Der Warenmarkt dauerte bis in den Abend hinein. Ein Duft von Magenbrot und gebrannten Mandeln hing über den Ständen, auf denen alles ausgebreitet lag, was der Bauer brauchte. Kalberseile, Sensen mit Schleifsteinen, Beile und Äxte, Nägel und Schrauben. Alles, was die Dame brauchte. Hüftgürtel, Nylonstrümpfe, Blusen aus garantiert echter Seide. Alles, was der Mann brauchte. Glacéhandschuhe, *Dächlikappen* und Stellmesser. Darüber habe ich mich stets gewundert. Ich habe in meiner ganzen Kindheit nie von einer Messerstecherei gehört.

Die Stars waren die Ausrufer. Vor ihren Ständen gab es fast kein Durchkommen, so dicht drängte sich die Menge. Beliebt war das Anpreisen von Glasschneidern, echt Diamant, versteht sich, samt Demonstration, der Verkäufer schnitt im Handumdrehen die schönsten Girlanden aus einer Glasscheibe. Lauthals gerühmt wurden auch Rasierklingen aus echtem Schwedenstahl. Und alle Arten von

Wunderbalsamen, die jede Form von Gliederzerren, Zipperlein und *Gsüchti* flugs zum Verschwinden brachten.

Sehr schön waren die Stände für Bauernkleidung. Braune Hosen, aus festem Tuch gewoben. Mammut-Hosenträger, extra reißfest. Schwarze Zipfelmützen für die Holzfäller im Winterwald. Blaugemusterte Bauernhemden, kragenlos. Der Rossknecht Fridolin trug solche Hemden, die anderen Bauern und Knechte in der Umgebung trugen sie auch. Man hat höchst selten einen Bauern in weißem Hemd samt Krawatte gesehen, außer an einer Beerdigung vielleicht oder einer Kindstaufe.

Mir haben diese Bauernhemden stets gut gefallen. Als ich ungefähr dreißig war, habe ich eines gekauft und angezogen. Vater sagte, so komme er nicht mit mir ins Städtchen.

In meiner Basler Stammbeiz Rio Bar bin ich wegen meines Bauernhemdes ein paarmal blöd angemacht worden. »Zeig mal, klebt da nicht noch Mist dran?«

Als 1972 im Schauspielhaus Zürich mein erstes Theaterstück uraufgeführt wurde, musste ich mich nach dem Applaus auf die Bühne setzen, um Fragen aus dem Publikum zu beantworten. Die erste Frage wurde vom in der ganzen Deutschschweiz bekannten Puppenspieler Loosli gestellt. Sie lautete: »Ich weiß nicht, vielleicht ist es eine blöde Frage. Aber woher haben Sie Ihr Bauernhemd?«

»Vom Zofinger Markt«, antwortete ich.

Ich trage noch heute kragenlose Bauernhemden.